

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ignazio Silone

Der Fuchs und die Kamelie

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Von der Loggia aus, die auf den Gemüsegarten ging, hatte Filomena mehrmals nach ihrem Mann gerufen, wenn auch nicht in sehr dringlichem Ton. Da sie keine Antwort erhielt, obwohl er sie gehört haben mußte, ging sie schnell wieder ins Haus hinein.

»Mein Mann muß gleich kommen, Nunziatina«, sagte sie zu einer bescheidenen kleinen Frau, die verlegen mitten im Zimmer stand. »Setz dich doch etwas hin.«
»Ich möchte nicht stören«, erwiderte Nunziatina leise.
»Es sei denn, daß ich dir in der Zwischenzeit helfen kann.«

»Du mußt ein Glas von unserem neuen Wein versuchen«, sagte Filomena und öffnete die Anrichte.

Die Hausfrau war nicht mehr jung, untersetzt und sah wehleidig und bekümmert aus. Nunziatina hatte schon bemerkt, daß sie gerötete Augen hatte. Sie faßte sich ein Herz und fragte:

»Ist etwas nicht in Ordnung?«

Filomena seufzte und machte eine resignierende Bewegung.

»Es ist so still hier«, sagte Nunziatina, die am Fenster stand und hinauschaute. »So ruhig«.

»Ruhig?« entgegnete Filomena überrascht.

Kein anderer Laut war in der Luft als das Geräusch vereinzelter Autos, die zur nahen Grenze fuhren. Der Flußnebel, der am Morgen über der Ebene gegangen hatte, stieg allmählich an den Talwänden hoch und machte einer bleichen, schwach wärmenden Sonne Platz. Wie ein Vorhang, der sich langsam hebt, gab er nach und nach die Sicht frei auf die umliegenden, dunkelgrauen, kleinen Dörfer, auf die grün getönten Hügel und das Amphitheater der Berge, deren Gipfel noch Schnee bedeckte. Für die Bauern war es noch tote Jahreszeit, und die Felder waren verlassen, aber zwischen den Heckensträuchern und an besonnten Stellen am Bach waren schon das erste Immergrün und einige Veilchen aufgeblüht. Filomena hatte die Fenster des alten Bauernhauses weit geöffnet. Von der Vorhalle aus, die mit landwirtschaftlichen Geräten vollgestellt war, kroch gerade eine kleine Eidechse, vielleicht die erste in diesem Jahr, an der Hauswand hoch, vom Gelb der Maiskolben angezogen, die unter den Bögen der Loggia aufgehängt waren.

Als Daniele seine Frau rufen hörte, war er mit Agostino zusammen damit beschäftigt, einer Sau bei der Geburt ihrer Ferkel beizustehen. Er war besorgt und umsichtig bei der Arbeit. Da er seiner Familie mitgeteilt hatte, daß er nicht gestört werden wollte, antwortete er nicht einmal.

»Soll ich nachsehen gehen, worum es sich handelt?« schlug Agostino vor.

Daniele verzog das Gesicht. »Bleib hier«, sagte er.

Obwohl er schon seit dem Vortag die üblichen Vorkehrungen getroffen hatte, damit die Geburt ohne Zwischenfälle vor sich gehen könne, schien Daniele seiner Sache nicht sicher. Das ist nicht verwunderlich, denn Ereignisse dieser Art sind für jeden Bauern stets voll unvorhersehbarer Möglichkeiten, und außerdem war im vergangenen Jahr eine von Danieles Säuen unter gleichen Umständen von einer Lähmung der hinteren Körperhälfte befallen worden, die ein Versiegen der Milch zur Folge hatte. Es war ihm nichts anderes übriggeblieben, als sie zu schlachten. Dieses Ereignis hatte bei Daniele eine sehr unangenehme Erinnerung hinterlassen, nicht nur des erlittenen Verlustes wegen, sondern weil die benachbarten Bauern und einige entfernte Verwandte wieder einmal seiner mangelnden Sachkenntnis die Schuld gegeben hatten.

»Du warst doch Mechaniker in Schaffhausen«, hatten sie ihm vorgehalten. »Warum bist du denn zurückgekommen?«

Unglücklicherweise ließen die Nachbarn sich keine Gelegenheit entgehen, ihm einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Sie hegten einen alten Groll gegen ihn. Seine Altersgenossen erinnerten sich noch daran, wie er schon als Knabe lieber mit den Flüchtlingen aus dem nahen Grenzort zusammen gewesen war als mit den ihm gleichgestellten jungen Bauern und Hand-

werkern. (Diese Flüchtlinge trafen regelmäßig in Scharen ein, fast wie die Schwalben im Frühling, um den Repressalien ihrer jeweiligen Regierung zu entgehen, die durch die Agitation der »Roten« hervorgerufen wurden.) Auch einige sehr radikale und zum mindesten frühreife Ansichten des jungen Daniele über Kirche, Heer und Institutionen jeder Art waren sicherlich ein Nachhall dieser Freundschaften. Obwohl Daniele keine Arbeit scheute, sparte sein Vater Ludovico daher an seinem einzigen Sohn nicht mit Peitschenhieben, wie er sie den widerspenstigen Fohlen verabreichte. Aber das war sinnlos verschwendete Kraft; es war dem Vater nie gelungen, seinen Sohn vom Umgang mit den Fremden und von ihren wenig orthodoxen Ideen abzubringen. Dieser Mißerfolg erzürnte Ludovico über alle Maßen. Er war ein Grundbesitzer von alter Art, wie es um jene Zeit nur noch wenige gab. Obwohl er reich war und schon in vorgeschrittenem Alter, legte er sich ein hartes Leben auf: jeden Tag außer Sonntag war er vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang auf seinem Besitz und setzte seinen Stolz darein, sich an den schwersten Arbeiten zu beteiligen. Außerhalb dieser strengen Disziplin gab es in seinen Augen nur Laster und Unordnung. Daher vermochte er sich mit Danieles Auflehnung nicht abzufinden.

Manche Leute behaupteten, daß der frühreife Rebell als Ausgleich zu den Wutausbrüchen des Vaters einigen Trost bei seiner Mutter fand, bei der guten, ver-

ständnisvollen Frau Silvia, die Italienerin und Enkelin eines Heimatvertriebenen war, eines Angehörigen der ersten Internationale. Sie war im Familienkult für diesen Vorfahren aufgewachsen und in einer rein theoretischen Verehrung für Männer, die sich gegen die gesetzliche Ordnung auflehnen. Dabei war sie selbst eine schüchterne Frau, die jede Art von Aufsehen verabscheute.

Es war also nicht verwunderlich, daß dieser Sohn, den sie stark und rauh wie den Vater, aber zugleich auf seltsame Weise von ihm verschieden, großmütig und vorurteilsfrei heranwachsen sah, ihr ganzer Stolz geworden war. Sie sah ihn als eine Belohnung an, die sie vom Schicksal für so viele erlittene Ungerechtigkeiten erhalten hatte, und umgab ihn mit all ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, aber in unaufdringlicher Weise, um die Gefühle des Vaters nicht noch mehr zu reizen.

Im übrigen hatte man über Frau Silvia nie etwas Nachteiliges sagen können. Wegen ihrer zarten Gesundheit und der schon erwähnten Wesensart verbrachte sie die meiste Zeit im Hause, und selbst wenn sie hinausging, um im Garten frische Luft zu schöpfen, nahm sie eine ihrer beiden Töchter zur Begleitung mit. Für die Arbeiten in Haus und Garten zeigte sie keine Neigung, vielleicht, weil sie sich als junges Mädchen nie darin geübt hatte; wenn sie sich gelegentlich an einer Stickerei versuchte, stach sie sich in den Finger, bis ihr die Tränen kamen, und sie war nicht imstande, eine Küchenzwiebel von einer Dahlienknolle zu unterschei-

den. So widmete sie die Zeit, die ihr neben der Pflege der Töchter noch blieb, dem Lesen, das ihre einzige, nie versiegende und wahrhaft tyrannische Passion war. Sie las mit Interesse jedes Buch, das ihr in die Hände geriet, aber mit besonderem Anteil und wirklichem Genuß Reisebeschreibungen und Biographien, und wenn keine neuen Bücher vorhanden waren, las sie die zum zweitenmal, die sie am meisten bewegt hatten. Zum Unglück für den Familienfrieden sollte diese Leidenschaft später das Hauptmotiv der Mißhelligkeiten zwischen ihr und ihrem Mann werden und ihm zum Vorwand dienen, seiner Unzufriedenheit Luft zu machen. Der Wahrheit halber muß gesagt werden, daß Silvias Liebe zum Lesen und Phantasieren Ludovico wohl bekannt war, als sie miteinander verlobt waren, aber damals hatte er sich geradezu damit gebrüstet. »Meine zukünftige Frau«, hatte er immer wieder gesagt, »soll keine Magd sein, sondern eine Herrin.« Die ersten Jahre der Ehe waren jedenfalls in normaler Harmonie verlaufen. Danach folgten jedoch einige verlustreiche Jahre für den Hof, verursacht durch eine Maul- und Klauenseuche beim Vieh und mehrere Hagelschauer, und Ludovicos Stimmung begann sich zu verschlechtern. Ihre sanfte, schüchterne Art erschien ihm nun als Schlawheit und Heuchelei, und er brauchte seine Frau nur mit einem Buch in der Hand zu überraschen, um schon einen Wutanfall zu bekommen.

Wer einem dieser immer heftiger werdenden Zusammenstöße beigewohnt und erlebt hätte, wie Ludovico

erhitzt, müde und schmutzig von der Arbeit kam und seine Frau, je nach der Jahreszeit, auf dem Balkon oder im Wohnzimmer liegend und lesend antraf, als ob die Sorgen ihrer Umwelt sie nichts angingen, der wäre versucht gewesen, dem Mann recht zu geben. Aber die etwa vorhandene Berechtigung seiner Gründe wurde beeinträchtigt durch die unleidliche Art und Weise, in der er sie vorbrachte. Bald hielt er sich nicht mehr zurück und tadelte und verspottete seine Frau auch in Gegenwart der Kinder als »in höheren Sphären schwebende Phantastin« und sogar als Schmarotzerin. Schließlich schreckte er — nur um zu verhindern, daß sie sich neue Bücher verschaffte — auch vor sehr kleinlichen Maßnahmen nicht zurück, indem er sie ganz ohne Geld für ihren persönlichen Bedarf ließ und dem Postboten befahl, alle Pakete ihm, Ludovico, auszuhändigen. Aber diese Listen bewährten sich nur vorübergehend. Auf nicht ganz klare Weise gelang es Frau Silvia auch weiterhin, sich Lesestoff zu verschaffen, sei es durch Tausch oder mit Hilfe von Bibliotheken, und sie ging schnell und ohne Aufsehen dabei zu Werk. Aber Ludovico war nicht der Familienvater, der sich in seinem eigenen Hause für besiegt erklärt hätte.

Gegen die immer häufiger und heftiger werdenden Vorwürfe ihres Mannes konnte die arme Frau nichts zu ihrer Verteidigung anführen als die Qualität ihrer Lektüre.

»Nicht ein einziges meiner Bücher«, sagte sie ihm im-

mer wieder, »ist geschmacklos oder unanständig, du kannst dich selbst davon überzeugen.«

Aber Ludovico war der Ansicht, daß jede Art von Lektüre, auch die allerunschuldigste, eine Quelle sinnloser Zerstreuung sei. Seiner Meinung nach hatte ein guter Christ – weit mehr noch also eine gute Christin – die Einbildungskraft zu zügeln und nach Kräften zu unterdrücken, da es leider nicht möglich ist, ihr wie einer zahmen Taube die Flügel zu stutzen. Die Einbildungskraft ist es, so verkündete er gern und oft, die die Phantasie anregt, so daß selbst eine Frau, die nie ihr Haus verläßt, die flatterhafte Seele einer Dirne haben kann. Diese Beweisführung des guten Mannes wirkte rührend, wenn auch nicht sehr originell.

Auf die häufig stattfindenden Szenen zwischen den Eltern vermochten die beiden Töchter, die insgeheim den Gründen des Vaters zustimmten, obwohl sie Mitleid mit der Mutter hatten, nur mit Tränen zu reagieren. Daniele dagegen, der inzwischen zu einem ungewöhnlich kräftigen, jungen Mann herangewachsen war und es mit seinem schon bejahrten Vater gewiß hätte aufnehmen können, mußte sich Gewalt antun, um ihm nicht heftig entgegenzutreten.

Eines Tages, als sie allein waren, wagte Frau Silvia, ihrem Mann eine Bemerkung darüber zu machen:

»Vor Daniele solltest du nicht so mit mir sprechen.«

»Warum denn nicht?« fragte er erstaunt.

»Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll«, sagte sie leise. »Vielleicht aus Vorsicht.«

»Meinst du, er wäre imstande, dich in Schutz zu nehmen?« fragte Ludovico grinsend.

»Nicht sosehr mich als vielmehr seine Mutter«, erwiderte sie in entschuldigendem Ton.

»Das soll er nur versuchen«, sagte Ludovico herausfordernd.

Daß Daniele einmal die Geduld verlieren könnte, war die geheime Sorge der armen Frau Silvia geworden, und jedesmal wenn sie unter vier Augen mit ihm zusammen war, sprach sie darüber.

»Ich bitte dich«, sagte sie zu ihm, »vergiß nicht, daß er dein Vater ist. Wenn du mich wirklich lieb hast, mußt du geduldig sein und dich zu beherrschen versuchen.«

Aber was den Vater aufbrachte, war gerade dieses innere Einverständnis zwischen Mutter und Sohn, das stark genug war, um selbst einen so impulsiven und in mancher Hinsicht unbeugsamen Charakter wie Daniele zu diszipliniertem Verhalten zu zwingen. Außerdem kränkte es ihn, daß Daniele an der geheimen Nachlieferung von Lesestoff für die Mutter nicht unbeteiligt zu sein schien. So kam es zu einem peinlichen Auftritt, den Ludovico an einem Winterabend in Gegenwart der ganzen Familie veranstaltete.

Im Laufe des Tages hatte sich nichts Außergewöhnliches ereignet. Am Nachmittag war etwas Schnee gefallen, und es war früher als sonst dunkel geworden. Draußen herrschte eine große Stille. Nach dem Abendessen war Ludovico nach oben gegangen; »nur um et-

was Ordnung zu machen«, hatte er gesagt, und Mutter und Kinder erwarteten ihn, um den Kamin in der Küche sitzend, in dem ein großes Feuer von Buchenscheiten brannte. Daniele hatte einen Krug von dem neuen Wein abgezapft, der noch etwas trübe und süß war, aber angenehm im Geschmack, und die Schwestern rösteten über dem Feuer Kastanien in einer Pfanne, die wie ein Sieb gelocht war. Von der Küche aus konnte man verfolgen, wie Ludovico mit seinen schweren Schritten von einem Zimmer des oberen Stockwerks ins andere ging. Sie warteten mit dem Einschenken auf ihn. Ungewöhnlich langsam und geräuschvoll kam er die Treppe herunter, aber erst als er in der Küche erschien, begriffen Mutter und Kinder die Ursache der Verzögerung: er war von einem Knecht begleitet, der ihm half, zwei große Körbe zu schleppen, die mit Büchern und Zeitschriften hoch beladen waren.

»Geh und hole den Rest herunter«, befahl er dem Knecht.

Obwohl er keine Miene verzog, konnte an seinen Absichten nicht der geringste Zweifel bestehen.

»Wenn sich unter diesem Zeug vielleicht ein Schulbuch befindet«, sagte er, zu seinen Töchtern gewandt, »so teilt es mir beizeiten mit. Wir haben keine Eile«, fügte er lächelnd hinzu. »Die Nächte sind länger geworden, und wir werden die Bücher eins nach dem anderen untersuchen.«

Frau Silvia wohnte den Vorbereitungen zu der Ver-

brennung blaß und erschrocken bei, ohne ein Wort zu sprechen. Ihre Augen waren starr auf Daniele gerichtet.

»Jetzt wollen wir mal sehen, was das ist«, sagte Ludovico und nahm ein Buch aus dem Korb, der ihm zunächst stand.

Langsam, fast buchstabierend, las er den Titel: »Giovanni Verga, *Mastro don Gesualdo*, Roman.« Bei dem Wort Roman hob er die Stimme.

»Seht mal an, habt ihr begriffen?« rief er grinsend und ließ seinen Blick über jeden der Anwesenden gehen. »Habt ihr begriffen, was eine christliche Familienmutter liest? Einen Roman!«

Plötzlich sah er verändert aus. Die scheinbare Ruhe wich der Wut, die in seinem Inneren kochte, und mit äußerster Heftigkeit schleuderte er den Band ins Feuer. Im gleichen Augenblick sprang Daniele zum Kamin, in der Absicht, das Buch vor den Flammen zu retten, aber es gelang der Mutter, die ihn nicht eine Sekunde lang aus den Augen verloren hatte, ihn bei der Schulter zu packen und zurückzuhalten.

»Ich bitte dich«, sagte sie in flehendem Ton.

Ludovico tat, als hätte er nichts von dem Auftritt gemerkt, der sich blitzschnell abgespielt hatte. Er hatte keine Eile; die von ihm geplante Zeremonie stand erst an ihrem Beginn. Frau Silvia zitterte vor Erregung am ganzen Körper.

»Jetzt gehen wir zu dem zweiten Buch über«, fuhr Ludovico mit scheinbar unbeteiligter Stimme fort.

»Wollen wir mal sehen, um was für einen Dreck es sich diesmal handelt.«

Seine Frau erhob sich und unterbrach ihn: »Ich bin etwas müde, entschuldige, Ludovico. Vielleicht durch den Wetterwechsel, wirklich, ich glaube, das macht der Schnee. Entschuldige, wenn ich mich zurückziehe. Willst du mir den Arm reichen?« fragte sie ihren Sohn.

Als die Töchter mit dem Vater allein geblieben waren, konnten sie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Infolge der Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes erhielt Frau Silvia schließlich die Erlaubnis, sich ganz in ein kleines Zimmer im zweiten Stock zurückzuziehen, das sie nie mehr verließ. Die Töchter und Daniele leisteten ihr abwechselnd Gesellschaft; Ludovico hatte ihre Existenz fast vergessen, so daß die letzten Monate der Kranken recht harmonisch verliefen. »Das ist die schönste Zeit meines Ehelebens«, vertraute sie eines Tages dem Sohn an.

Aber das Glück weckt den Neid des Todes.

Es bestand für Ludovico kein Zweifel daran, daß Daniele nach dem Hinscheiden der Mutter eines Tages das Haus verlassen würde, aber er konnte nicht ahnen, daß sein Sohn in einer Weise vorgehen würde, die sich allen Anwesenden ins Gedächtnis einprägen und viel Aufsehen erregen sollte. Bei der Rückkehr vom Friedhof, während die Verwandten und Freunde, die aus den Nachbarorten zum Begräbnis gekommen waren, sich an der Haustür von Ludovico verabschiede-

ten, wurde dieser von einem Knecht darauf aufmerksam gemacht, daß Daniele sich zur Flucht rüstete. Er hatte sich schon ein Pferd gesattelt und war eben dabei, einen Sack mit ein paar Kleidungsstücken vollzustopfen, die er mitnehmen wollte. Der Alte verließ ohne viel Umstände die trübselige Gesellschaft, die um ihn herum stand, und lief zum Stall hin, aber während er den Gutshof überquerte, wurde er fast von dem Pferd überrannt, das Daniele schon zum Galopp angespornt hatte.

»Geh ruhig zum Teufel«, konnte er ihm gerade noch nachschreien, »aber das Pferd gehört mir, steig sofort ab.«

Es war, als hätte er sich an den Schwanz des Pferdes gewandt. Blind vor Wut vergaß der Alte die Trauergäste, die noch vor seinem Haus auf ihn warteten und eilte geradenwegs auf das Polizeibüro, um Anzeige wegen Diebstahls zu erstatten und zu verlangen, daß sein Sohn von der öffentlichen Gewalt gesucht oder wenigstens der Befehl ausgegeben werde, das entwundene Pferd einzufangen. Zu seinem großen Ärger gelang ihm dieses jedoch nicht; vor allem, weil er längere Zeit warten mußte, bis der Wachtmeister gefunden wurde (der an dem Begräbnis teilgenommen und sich danach, dem Brauch gemäß, in eine Schenke geflüchtet hatte); darüber hinaus hatte Ludovico, nachdem der Mann aufgespürt und dazu überredet worden war, ins Amt zurückzukehren, eine zeitraubende und lästige Diskussion über die Zweckmäßigkeit einer

so übereilten Anzeige mit dem Wachtmeister zu führen, der — besonders in angetrunkenem Zustand — ein Mann von Herz und gesundem Menschenverstand war.

»Was würde denn deine selige Frau im Himmel, wo sie gerade erst angekommen ist, davon denken«, begann er dem Alten zu widersprechen.

»Du bist doch wirklich ein Idiot«, antwortete Ludovico. »Begreifst du denn nicht, daß das auch für sie eine Lektion sein soll?«

So ging es hin und her, bis eine Depesche aus Bellinzona der Diskussion ein Ende machte: Daniele hatte, bevor er den Zug über den Gotthard nahm, das Pferd einem Polizisten anvertraut, der sich bereits auf den Weg gemacht hatte, um es seinem Besitzer zurückzubringen. Das war nicht die Lösung, die Ludovico sich gewünscht hätte, denn das Pferd interessierte ihn zwar, aber mehr noch lag ihm daran, seinem Sohn, den er für immer aus seinem Leben verschwunden glaubte, eine letzte, schwere Kränkung zuzufügen.

Was die leise Traurigkeit über den Verlust seiner Frau anging, die sich fast gegen seinen Willen während der Beerdigung, besonders angesichts des Grabes, in das der Sarg hinabgelassen wurde, in Ludovicos Seele eingeschlichen hatte, so schwand sie noch am gleichen Abend schlagartig und verwandelte sich in wilden Zorn, denn während er den Töchtern beim Ausräumen des Zimmers half, das die nun Verstorbene in den letzten Monaten bewohnt hatte, entdeckte er un-

ter dem Bett einen Koffer mit neu erschienenen Büchern und Zeitschriften. Die Flüche und Verwünschungen, die ihm bei diesem Anblick über die Lippen kamen, während die verzweifelt schluchzenden Töchter eilig die Fenster schlossen, damit niemand anders ihn hören konnte, waren ein recht schlechter Abschluß für einen Tag, der mit dem *Requiem aeternam* demütig begonnen worden war.

Danieles aufsehenerregende Flucht gab, wie vorauszu-
sehen, Anlaß zu nicht endenwollenden Erörterungen
in den benachbarten Familien. Sogar der Pfarrer sprach
vom Altar aus darüber, indem er auf seine Weise die
sündigen Ursachen von Danieles Ungehorsam erklärte,
»die Ablehnung der mühe- und opfervollen Landar-
beit, das Aufbegehren der Sinne, die trügerische Hoff-
nung auf ein freies Leben in der Stadt«. Aber Ludovico,
der bei der Predigt anwesend war, hörte wäh-
rend ihres ganzen Verlaufs nicht auf, zum Zeichen
der Verneinung den Kopf zu schütteln.

»Nein, nein, nein«, sagte er vorwurfsvoll zu dem
Pfarrer, als er ihm später auf dem Kirchhof bege-
nete. »Du hast nichts von Daniele begriffen. Sein
Fall liegt anders und schlimmer. Nicht der Körper
empört sich, sondern die Seele; er ist verrückt.«

»Wem wird Ludovico den Hof vererben?« fragten
sich die Nachbarn.

Aber das war eine Frage, die sie ihm nicht direkt zu
stellen wagten. Nach der unerhörten Flucht seines
Sohnes war er noch finsterer, menschenfeindlicher

und unduldsamer geworden. Einige junge Bauern, die bei ihm vorstellig wurden, um ihn um die Hand seiner älteren Tochter zu bitten, wurden mit Verachtung abgewiesen. Um den Nachbarn alle Illusionen zu rauben und gleichzeitig das Gejammer der Mädchen nicht mehr hören zu müssen, verheiratete er sie im gleichen Jahr mit zwei kleinen Angestellten in Bellinzona. Von da an war seine Einsamkeit vollkommen; er verbrachte ganze Tage, ohne ein Wort zu sprechen.

Ludovico erhielt keine Nachrichten von Daniele, und noch weniger bemühte er sich darum; aber was auf Umwegen oder über die Töchter zu ihm drang, hörte er zunächst ungläubig und später nicht ohne Erstaunen.

Daniele hatte, nun da er allein und frei war, nicht ein ungeordnetes Leben begonnen, wie der Vater es prophezeit hatte. Nach einem schwierigen Anfang, den er guten Mutes auf sich nahm, fand er eine gut bezahlte Stellung in Schaffhausen und wurde dort ansässig. Gleichzeitig schien in seinem Charakter eine tiefgreifende Veränderung vorzugehen. Obwohl er weiter mit den gleichen Freunden Umgang hatte, war er viel zurückhaltender und kritischer geworden. Es ließ sich nicht leicht feststellen, ob er auch seine Anschauungen geändert hatte; er selbst leugnete es, aber vielleicht nur aus Stolz. Jedenfalls liebte er es nicht mehr, seine Zeit mit Diskussionen zu verlieren, mit »Geschwätz«, wie er dergleichen neuerdings nannte.

Kurzum, aus dem jungen Revolutionär schien ein gesetzter Bürger geworden zu sein.

Seine Hochzeit mit einem Tessiner Mädchen, deren Eltern seit einigen Jahren in Schaffhausen eine bescheidene Gastwirtschaft führten, in der Daniele gewöhnlich seine Mahlzeiten einnahm, war daher für seine Bekannten keine Überraschung. Ludovico wurde durch die Eltern der Braut davon unterrichtet, die in rührenden Worten ihr Bedauern darüber ausdrückten, daß sie ihn auf Grund der Entzweiung zwischen Vater und Sohn nicht zur Hochzeit einladen konnten. Möglicherweise hofften sie auf eine Sinnesänderung des Alten bei dieser Gelegenheit. Ludovico antwortete nicht einmal, und Daniele erfuhr nichts von dem fehlgeschlagenen Versuch. Obwohl sein alter Groll gegen den Vater die Heftigkeit verloren hatte, mochte er darüber und über seine Kindheit im allgemeinen nicht sprechen; damit und mit manchen anderen Eigenheiten hatte Filomena, seine Frau, sich abfinden müssen.

Aber seine Tochter, die nach dem ersten Ehejahr geboren wurde und der Daniele den Namen seiner Mutter gab, sollte im Laufe der Jahre eine ganz andere Wesensart entwickeln. Sie war ein feingliedriges, zärtliches, leicht erregbares, hin und wieder etwas übermütiges Mädchen. Auch als sie schon alt genug war, um die Großelternmütterlicherseits, die in Schaffhausen wohnten, jeden Sonntag zu besuchen, machte sie kein Hehl daraus, daß diese sie weit weniger in-

teressierten als der Großvater im Tessin, von dem man in der Familie nicht sprechen durfte. Dieses Verbot hielt ständig ihre Neugier wach, und die kleine Silvia ließ sich keine Gelegenheit entgehen, bei der sie Fragen stellen konnte – nicht nur den Eltern, die mit unbestimmten Phrasen antworteten, sondern auch den Tanten väterlicherseits, mit denen sie in Briefwechsel stand, und den Tessinern, die sie kennenlernte.

Einmal vertraute sie dem Vater an, daß sie als Hausaufgabe einen Aufsatz über das Thema »Meine Großeltern« schreiben müsse, und fragte ihn, was sie über den Großvater Ludovico erzählen solle.

»Was du willst«, gab Daniele zur Antwort.

»Soll ich die Wahrheit schreiben?« fragte Silvia beharrlich.

»Schreib nur alles, was du weißt«, erwiderte der Vater.

Das kleine Mädchen zog auf übertriebene Weise die Stirn kraus.

»Soll ich schreiben«, fragte sie, »daß er dich gleich nach dem Tode der Großmutter aus dem Hause gejagt hat?«

»Wer hat dir denn solch eine Lüge erzählt?« rief Daniele. »Er hat mich nicht aus dem Hause gejagt, sondern ich bin aus eigenem Willen gegangen. Aber du bist noch zu klein, um das zu verstehen.«

»Mutter ist gar nicht mehr so klein«, sagte Silvia schlagfertig, »aber sie weiß noch weniger als ich.«

Die häufigen Fragen fielen Daniele lästig, aber im